

**HEYNE <**

### Zum Buch

Nachdem Captain Amanda Garrett in »Überfall auf hoher See« die mächtige Piratenorganisation des reichen indonesischen Industriellen Makara Harconan zerschlagen hatte, wird ihre Eingreiftruppe mit einer neuen, schweren Krise konfrontiert: Der indonesische Inselstaat, der aus einer Vielzahl rivalisierender, in Feindschaft lebender Kulturen und Stämme besteht, ist erneut Ziel der Pläne Harconans, der seinerzeit entkommen konnte. Mit Hilfe seiner Stammesleute will er die bestehenden Konflikte weiter schüren und die sich bekämpfenden Parteien mit Waffen beliefern. Das entstehende Chaos würde die indonesische Regierung nicht überleben. Ein religiös motiviertes Massaker steht bevor, und mehrere tausend Touristen, die die Flucht nicht rechtzeitig geschafft haben, sind bedroht. Garrett und ihre Truppe werden beauftragt, die Touristen zu retten. Und die Krise verschärft sich weiter, als es in der Hauptstadt Jakarta zu Aufständen kommt, die Anarchie bricht aus. Amanda Garrett und ihre Sea Fighters sind die letzte Hoffnung tausender Unschuldiger.

### Zum Autor

James Cobb entstammt einer Marine-Familie und ist Mitglied der »Navy League of the United States« wie auch des »United States Naval Institute«. Er selbst war auf nahezu allen Arten von Kriegsschiffen unterwegs. Heute lebt James Cobb im pazifischen Nordwesten.

### Lieferbare Titel

- »Überfall auf hoher See« (3-453-21073-5)
- »Mission Seafighter« (3-453-19003-3)
- »Schlacht der Drachen – USS Cunningham« (3-453-17808-4)
- »USS Cunningham – Im Fadenkreuz« (3-453-17170-5)

JAMES COBB

# Duell in fremden Gewässern

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Norbert Jakober

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe  
PHANTOM FORCE

*Umwelthinweis:*

Dieses Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Deutsche Erstausgabe 06/2005

Copyright © 2005 by James Cobb

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2005

Umschlagillustration: Chris Moore/Artist Partners

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 3-453-43017-4

<http://www.heyne.de>

Den Angehörigen der Handelsflotten dieser Welt gewidmet,  
den roten Blutkörperchen im Blutkreislauf der Zivilisation.



## Ein Konflikt baut sich auf

Eine Schneeflocke fällt auf einen Berg, eine weitere folgt, und dann noch eine. Immer mehr Schnee häuft sich an. Der Druck nimmt zu, die Schneemassen werden immer instabiler.

Für eine gewisse Zeit herrscht noch Ruhe, doch die Gefahr einer Katastrophe wächst. Und irgendwann fällt unweigerlich die eine letzte Schneeflocke zu viel.

Die großen Kriege der Menschheitsgeschichte haben oft genauso begonnen. Es gibt selten eine einzige Ursache oder ein Ereignis, das alles auslöst. Vielmehr kommt, wie bei einer Lawine, eins zum anderen, bis irgendwann die Katastrophe hereinbricht.



Erster Teil

Der Weg zum Konflikt



## **Am Hafen von Aiduna Irian Jaya (der indonesische Teil Neuguineas)**

*10. September 2008, 00:43 Uhr Ortszeit* Wenn man manchmal im Leben das Gefühl hat, dass eine Situation »zu ruhig« ist, dann kann das durchaus darauf hindeuten, dass irgendetwas nicht stimmt. Im Dschungel trifft dieser Grundsatz jedenfalls zumeist zu.

So wie das Meer ist auch der Urwald eine Welt für sich, in der jede Störung des natürlichen Gefüges Millionen von Lebewesen beeinträchtigt. Die Vögel hören auf zu singen, und die unzähligen Geschöpfe, die den Waldboden und die Bäume bevölkern, bleiben regungslos in ihren Verstecken und verharren still in der Dunkelheit.

Hauptmann Baktiar Rajamala von der indonesischen Armee kannte diese spezielle Form der Stille. Er hatte sich auf den Wachturm beim Haupttor begeben, um mit seinem Nachtglas den Waldrand abzusuchen, der sich in rund zweihundertfünfzig Metern Entfernung vor ihm erstreckte. Er konnte nichts erkennen, doch er wusste, dass sie irgendwo da draußen im Schutz des Unterholzes lauerten. Die Terroristen von der hiesigen Unabhängigkeitsbewegung lagen immer auf der Lauer.

Hauptmann Rajamala verzog angewidert den Mund. Diese dreckigen Wilden! Hatte Indonesien nicht die verdammten Holländer vertrieben und die Papuas von der Tyrannei des europäischen Kolonialismus befreit? Hatte Jakarta denn nicht Irian Jaya und seine Steinzeitmenschen unter seine Fittiche genommen, um den Reichtum an Bodenschätzen zu verwalten, damit er allen zugute komme? Konnten diese dunkelhäutigen

Affen denn nicht einsehen, dass das alles nur zu ihrem Besten geschah?

Offensichtlich nicht, denn diese undankbaren Kerle hatten sich unter der Morgenstern-Flagge zu einer militanten Unabhängigkeitsbewegung zusammengetan und forderten, dreist, wie sie waren, die Unabhängigkeit von Indonesien. Als ob diese Steinzeitmenschen imstande wären, in der modernen Welt allein zurechtzukommen.

Der aus Java stammende Armeeeoffizier suchte weiter die Umgebung der Hafenanlage ab und richtete dann sein Fernglas auf die Verwaltungsgebäude und die Kaserne der Garnison. Jenseits der Gebäude sah er im Licht der Arbeitsbeleuchtung das grünliche Schimmern der Becken, in denen sich der kupferhaltige Schlamm am Boden absetzte.

Weiter seewärts erstreckten sich die Lichter des Ladepiers in die Bucht hinaus. Am uferseitigen Ende des Piers drängten sich die Behausungen der rund zweitausend javanischen Arbeiter und ihrer Familien, die hier waren, um für den Betrieb des Hafens und der Anlagen zur Kupfergewinnung zu sorgen.

Hauptmann Rajamala war der Ansicht, dass es ein Fehler gewesen war, die Wohnhäuser so nahe am Pier zu errichten, weil es die Aufgabe für die Sicherheitskräfte der Armee beträchtlich erschwerte. Diese verdammten faulen Transmigrasi versuchten immer wieder, sich als blinde Passagiere auf einem Kupfertransportschiff aus dem Staub zu machen. Diese dummen Bauern hatten immer noch nicht begriffen, dass Irian Jaya jetzt ihr Zuhause war. Jakarta hatte beschlossen, sie hier anzusiedeln, und damit war die Sache erledigt. So wie die Kerle von der Unabhängigkeitsbewegung wollten auch diese Leute anscheinend nicht einsehen, dass all diese Maßnahmen für sie selbst und für die ganze Nation das Beste waren.

Der Garnisonskommandant ließ das Fernglas sinken. Alles war so, wie es sein sollte. Aber das war ja auch zu erwarten, denn Hauptmann Rajamala war sehr auf Sicherheit bedacht. Der Ha-

fen von Aiduna war von Nato-Draht und einem zweieinhalb Meter hohen Stacheldrahtzaun umgeben, an dem jede Menge Sensoren installiert waren. Auf den verschiedenen Wachtürmen behielten Männer mit automatischen Waffen jeden Zentimeter des umgebenden Geländes im Auge, und mächtige Scheinwerfer durchdrangen die Dunkelheit mit ihrem grellen Licht.

Natürlich handelte es sich um keine militärische Verteidigung im eigentlichen Sinn, doch andererseits hatten die papuanischen Unabhängigkeitskämpfer kaum mehr als Macheten und Schrotflinten für ihren Kampf zur Verfügung.

Dennoch musste der Hauptmann daran denken, wie das Naturvolk der Asmat die Gegend hier nannte: das Land des allgegenwärtigen Todes. Rajamala zögerte einige Augenblicke, dann griff er nach dem Telefon. Er würde die Schützen wieder einmal für ein, zwei Minuten aus allen Rohren in den Wald hinein feuern lassen – für den Fall, dass sich doch irgendjemand in der Nähe aufhalten sollte. Doch bevor er den Hörer in die Hand nehmen konnte, ertönte von irgendwo in der Dunkelheit ein mehrfaches metallisch klingendes Krachen.

Die erste Mörsersalve schlug mit größter Präzision in einen Stromtransformator ein. Elektrische Blitze zuckten durch die Finsternis, und im nächsten Augenblick war es dunkel ringsum. Rasch richteten die Angreifer ihre Mörser auf das nächste Ziel. Ein Hagel von 81-mm-Granaten ging über der Kaserne nieder, von dem keines der Gebäude verschont blieb. Und schließlich wurden auch die Wachtürme einer nach dem anderen niedergemäht.

Das Letzte, was Hauptmann Rajamala in diesem Leben tat, war, mit dem Daumen auf den Alarmknopf zu drücken – völlig vergebens freilich, denn die Sirenen blieben nach dem Stromausfall stumm. Schließlich bekam die Plattform des Wachturms am Haupttor einen direkten Treffer ab und wurde in einen Feuerball gehüllt.

Wenige Augenblicke später strömten die Papua-Krieger aus

dem Wald hervor. Manche trugen die schwarze Uniform der papuanischen Unabhängigkeitskämpfer, andere waren bis auf ihre Munitionsgürtel nackt. Die meisten der Krieger waren mit modernen Sturmgewehren und Granatwerfern bewaffnet. Sie stießen Kriegsrufe aus, die älter waren als die menschliche Zivilisation, während sie die wirkungslos gewordene Verteidigungslinie der Ansiedlung stürmten.

### **Im Dorf Anak Agung Barong Bali, Indonesien**

*12. September 2008, 05:43 Uhr Ortszeit* Bali wird auch »das Land der zehntausend Tempel« genannt. Diese Bezeichnung stimmt nicht mit der Realität überein; es sind nämlich über fünfzigtausend Tempel, die über die ganze Insel verstreut sind. Man findet sie in den Bergen und an den Meeresküsten, an Landstraßen und Wegen und natürlich auch in den Städten und Dörfern. Selbst die bescheidenste Dorfgemeinde verfügt über ihre Heiligtümer zu Ehren der Trisakti-Gottheiten, der drei Manifestationen des obersten Gottes, der über alles herrscht.

Die Agama Hindu Dharma, wie die Balinesen ihre spezielle Form des Hinduismus nennen, ist für diese Menschen eine Religion, der sie nicht bloß angehören, sondern die sie auch leben. Sie teilen ihre Insel mit ihren Göttern. Wohin man auch geht, die Götter sind allgegenwärtig. Jeder Baum, jeder Stein, jedes Lebewesen auf Bali hat seinen Schutzgeist, der wiederum nur ein winziger Teil der großen Gottheit ist.

Dies ist die universelle Wahrheit, an die sich die Menschen in Bali halten. Sie gibt ihnen die Kraft, um als isolierte Insel des Hinduismus in einem feindlichen Meer des islamischen Fundamentalismus zu überleben. Aus dieser Wahrheit hat das baline-

sische Volk auch die Kraft geschöpft, um die Jahrhunderte des europäischen Kolonialismus und die Jahrzehnte der javanischen Unterdrückung zu überstehen und seinen eigenständigen Charakter zu bewahren.

Jedes Dorf auf Bali muss zumindest drei Tempel haben, die den obersten Göttern geweiht sind. Der Tempel von Vishnu, dem Welterhalter, ist der Pura Puseh, der in der Dorfmitte steht und das Heiligtum bildet, um das die Gemeinde wächst.

Nördlich davon steht der Pura Desa, der Dorftempel, der Brahma, dem Weltschöpfer, geweiht ist. Hier werden alltägliche Angelegenheiten des Dorfes abgewickelt und die rituellen Feste und Feierlichkeiten abgehalten.

Im Süden des Dorfes steht der Pura Dalem, der Tempel von Shiva, dem Weltzerstörer, und seiner Gattin Durga. Dieser Tempel ist für die balinesischen Hindus in vielerlei Hinsicht der wichtigste. Während Vishnu und Brahma mit dem Leben zu tun haben, mit Wachstum und Gedeihen, ist Shiva für Tod und Zerstörung zuständig. Wer klug ist, bemüht sich, ihn zu besänftigen und seine Gunst zu gewinnen.

Taman Karangasem war der Pemangku des Pura Dalem im Dorf Anak Agung Barong, der Tempelpriester, der für den kleinen Tempel verantwortlich war und der die täglichen Zeremonien vornahm. Im Gegensatz zu dem finsternen Gesicht, in dem sich Shiva den Gläubigen zeigte, war Karangasem ein freundlicher Mensch, der viel für das Dorf tat und dafür allseits geachtet und bewundert wurde.

Der für einen Balinesen relativ stämmige, leicht ergraute Mann mittleren Alters schritt auf dem Waldweg zu seinem Tempel und genoss die kühle morgendliche Luft. Er war, so wie jeder andere Dorfbewohner, mit einem einfachen Sarong und Sandalen bekleidet, doch er würde später sein aufwändigeres Festgewand anziehen, um seinen religiösen Pflichten nachzukommen. Zuvor galt es jedoch, niederere Tätigkeiten zu verrichten; er musste noch im Tempel sauber machen und aufräumen.

Die Pedanda, die Hohepriester der religiösen Kaste auf Bali, bezeichneten die gewöhnlichen Tempelpriester manchmal etwas abschätzig als Kehrer, doch Karangasem fühlte sich dadurch nicht gekränkt. Wenn er seinem Gott dienen konnte, indem er den Besen schwang, dann würde er das mit Stolz tun. Er summte leise vor sich hin, als er durch das offene, mit kunstvollen Schnitzereien verzierte Tor trat, das in den ersten Hof führte.

Plötzlich verstummte er. Das Tor zum Innenhof, *Jeroan* genannt, das Tor zum Allerheiligsten, stand offen, was eigentlich nur der Fall sein durfte, wenn ein Ritual im Gange war.

Karangasem lief, so schnell er konnte, über den Hof. Es kam immer wieder vor, dass in balinesische Tempel eingebrochen wurde, um Kunstgegenstände zu stehlen, die dann irgendwo am anderen Ende der Welt oder in einem Touristenshop auf Bali verkauft wurden. Der Diebstahl aus einem Tempel galt auf Bali als schweres Verbrechen, für das man mit dem Tod bestraft werden konnte, ohne dass Polizei oder Gerichte damit betraut wurden.

Als Karangasem das Tor zum Innenhof erreichte, blieb er abrupt stehen. Was er hier vor sich sah, war noch viel schlimmer als bloßer Diebstahl. Die Opfergaben, die die Dorfbewohner ihren Göttern dargebracht hatten, die Blumen, die Bilder und Nahrungsmittel – alles lag verstreut und zertrampelt auf dem Hof. Der Padmasana, der steinerne Thron des Sonnengottes Surya, der in einem Winkel des Hofes gestanden hatte, war umgeworfen worden. Das Hirschgeweih an der Gedenkstätte für die göttlichen ersten Siedler Balis war abgebrochen worden. Das Bale Paruman, ein zentraler Pavillon für Versammlungen der Götter, war mit Tierkot beschmiert. Und auf den Wänden des Hofes hatte jemand mit einer Spraydose in knallbunten Farben die Worte »Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet« gesprüht.

Die Balinesen sind in der Regel offene und überschwänglich freundliche Menschen; aber wenn sie wütend sind, wirken sie

verschlossen und in sich gekehrt. Nur an den geballten Fäusten konnte man erkennen, was Karangasem empfand. Ein holländischer Händler der Ostindienkompanie im 17. Jahrhundert hatte einst gewarnt: »Man darf diese kleinen dunkelhäutigen Menschen nicht leichtfertig provozieren.«

### **Im Dorf Bireuen, Provinz Aceh Sumatra, Indonesien**

*13. September 2008, 02:31 Uhr Ortszeit* »Muhammad Sinar.«

Vielleicht hatte er die Stimme, die in der Dunkelheit des billigen Pensionszimmers seinen Namen aussprach, nur geträumt, doch Sinar schlug sofort die Augen auf, und sein Herz begann zu rasen. Er hatte gewusst, dass er eines Nachts aufwachen könnte, um zu sterben. Es war ein Schicksal, das die Verlierer im Kampf um Macht und Einfluss häufig erteilte.

Im Zuge der jüngsten Welle des islamischen Fundamentalismus, die Indonesien heimsuchte, waren viele verschiedene Stämme, religiöse und politische Gruppierungen im Rahmen der Bewegung *Aceh Merdeka* (»Bewegung Freies Aceh«) aktiv geworden. Das Ziel ihres Kampfes war es, einen unabhängigen islamisch-fundamentalistischen Staat im Nordwesten Sumatras zu errichten.

Theoretisch kämpften die verschiedenen Gruppierungen Seite an Seite gegen die gottlose westliche Gesellschaftsordnung und gegen die indonesische Regierung. In Wirklichkeit war die Bewegung alles andere als geeint; es gab immer wieder blutige interne Kämpfe, die geprägt waren vom Machtstreben der einzelnen Kriegsherren, sodass der Krieg gegen Jakarta oftmals zur Nebensache wurde.

Muhammad Sinar war ein Mann, der sich auch an diesen Machtkämpfen beteiligt hatte. Der ehemalige kleine Polizeibe-

amte in Westsumatra wurde unehrenhaft aus dem Polizeidienst entlassen, nachdem er öffentliche Gelder veruntreut hatte. Sinar behauptete, dass die Anschuldigungen gegen ihn aus der Luft gegriffen waren und dass er nur deshalb dran glauben musste, weil er ein gläubiger Moslem war. In Wahrheit hatte er tatsächlich Geld unterschlagen, und das noch dazu ziemlich ungeschickt. Er zog es jedoch vor, das für sich zu behalten, weil ihn die Mullahs dafür verachtet hätten.

Nachdem seine Träume, innerhalb des Systems zu Macht und Einfluss zu kommen, zerplatzt waren, wandte sich Sinar an die Revolutionäre, die er einst bekämpft hatte. Er nützte die Kontakte aus seiner Zeit als Polizist und scharte eine Bande von ehemaligen Kriminellen und enttäuschten Ex-Polizisten um sich. Er beeindruckte die Revolutionäre mit pathetischen Worten und einigen kleineren Anschlägen gegen die Provinzverwaltung, und schließlich gelang es ihm sogar, einige Dorfälteste mit etwas Nachdruck dafür zu gewinnen, seine Bande, wenn auch nur halbherzig, zu unterstützen.

Danach aber ging es mit ihm bergab. Muhammad Sinar verfügte weder über die finanziellen und militärischen Ressourcen noch über den politischen Weitblick, um es zu wirklicher Macht innerhalb der Bewegung zu bringen. Dass er für einen weiteren Aufstieg in keiner Weise gerüstet war, änderte jedoch nichts an Sinars Ambitionen.

Er lud die Kriegsherren von zwei anderen Merdeka-Splittergruppen zu einem Kriegsrat ein, um, wie er ihnen sagte, die drei Gruppen zu einer einzigen Streitmacht zu vereinen. Sein Plan, die Führer der beiden Gruppen zu beseitigen, scheiterte jedoch kläglich, worauf es die beiden verratenen Kriegsherren mindestens ebenso sehr auf Sinars Kopf abgesehen hatten wie sie nach Unabhängigkeit von Jakarta strebten.

Nachdem seine »Armee für Gottes heilige Rache« am Boden zerstört war und sowohl die Sicherheitskräfte der Regierung als auch mehrere Killer aus den Reihen der Revolutionäre hinter

ihm her waren, blieb Sinar nichts anderes übrig, als sich zu verstecken. Von seinen letzten beiden vertrauenswürdigen Leibwächtern begleitet, änderte Sinar täglich seinen Namen und schlief jede Nacht an einem anderen Ort. Er hatte keine Chance mehr, seine zerstreuten Truppen zu sammeln; er war als Verlierer gebrandmarkt, dem niemand mehr Gefolgschaft leisten würde. Es gab nur noch zwei Auswege aus seinem Dilemma – den Tod oder ein Wunder, wobei Ersteres bedeutend wahrscheinlicher war.

Und nun war es offenbar soweit.

»Wer bist du?«, stieß Sinar instinktiv hervor und stellte fest, dass er aus allen Poren schwitzte und den Geruch von nackter Angst verströmte.

»Das tut nichts zur Sache«, kam die Antwort auf Bahasa-Indonesisch, der Amtssprache Indonesiens. Der Mann sprach ohne den Hauch eines Dialekts, der auf eine Herkunft aus Java oder Sumatra hingedeutet hätte. Es war die formelle Sprache, wie sie von den Chinesen gepflegt wurde, die in Indonesien lebten. In dem schwachen Licht, das von der Straßenbeleuchtung durch die Vorhänge hereindrang, sah Sinar, dass drei Männer am Fußende seines Bettes standen.

Tatsächlich waren alle drei Chinesen. Die beiden anderen Männer waren jung, kräftig gebaut und im westlichen Stil mit Jeans und dunklen Hemden bekleidet. Sie hatten ihre Pistolen auf ihn gerichtet, sodass es nicht ratsam gewesen wäre, nach der Pistole zu greifen, die Sinar unter der Matratze versteckt hatte. In seiner Verzweiflung fragte er sich, was mit seinen Leibwächtern geschehen war.

Der Mann in der Mitte konnte offenbar seine Gedanken lesen. »Falls Sie sich fragen, wo Ihre Leibwächter sind – der eine ist bewusstlos, der andere ist leider tot.«

Der Mann unterschied sich deutlich von den beiden anderen; er war älter, von schwächlicher Statur, und sein weißes, kurz geschnittenes Haar leuchtete im schwachen Licht. Er trug einen

dunklen Anzug und Krawatte, und er strahlte Ruhe, Präzision und Ordnung aus.

»Was wollt ihr?«, fragte Sinar, nachdem er irgendwie spürte, dass ihm doch nicht der Tod bevorstand, zumindest nicht sofort.

»Ich bin gekommen, um Ihnen das hier zu übergeben.«

Sinar erschrak, als ein schwerer Briefumschlag neben ihm auf das Bett fiel.

»Da drinnen finden Sie Landkarten und die Wegbeschreibung zu drei versteckten Waffenlagern an der Nordküste Sumatras. In jedem der Lager finden Sie Waffen, Munition und militärische Ausrüstung, die Sie in die Lage versetzen werden, es mit den hiesigen Sicherheitskräften aufzunehmen, und die Ihnen einen entscheidenden Vorteil gegenüber Ihren Feinden in der Merdeka-Bewegung verschaffen. Außerdem finden Sie in dem Umschlag einen Geldbetrag, der Ihnen zweifellos hilfreich sein wird. Verwenden Sie beides, wie Sie es für richtig halten.«

Sinar betastete den Umschlag und fühlte eine Erhebung, die ein dickes Bündel Geldscheine vermuten ließ.

Das war unglaublich, einfach unglaublich. Er hatte den Tod erwartet, doch es war nicht der Tod, sondern ein Wunder eingetreten. Hier hatte er alles, was er brauchte, um das Ansehen seiner Anhänger wiederzugewinnen und seinen Kampf um die Macht wieder aufzunehmen. Instinktiv kam ihm der Gedanke, dass es sich um eine Falle handeln könnte, aber wenn diese Leute seinen Tod wollten, hätten sie ihn ja auch hier und jetzt erledigen können.

»Wer sind Sie? Warum machen Sie das?«

»Wie ich schon gesagt habe, wer wir sind, braucht Sie nicht zu kümmern, und warum wir es tun, ist unsere Sache. Ich wünsche Ihnen noch eine gute Nacht.«

Der Chinese drehte sich um, hielt aber noch einmal inne. »Oh, und machen Sie sich keine Umstände wegen der Leiche Ihres toten Leibwächters. Wir kümmern uns schon darum. Bitte drücken Sie seiner Familie unser Bedauern aus.«

Und dann verschwanden sie so lautlos wie sie gekommen waren. Wahrscheinlich hätte er den Vorfall nur für den Wunschtraum eines Verzweifelten gehalten, wäre da nicht der Umschlag auf dem Bett gewesen.

Sinar schaltete die kleine Lampe ein. Er hatte die Pistole neben sich liegen, während er neugierig nachsah, was in dem Umschlag steckte. Er betrachtete die Karten und zählte das Geld. Es gab tausend Fragen, die er sich in diesem Moment hätte stellen können und auf die er nur schwer eine Antwort gefunden hätte. Doch für Muhammad Sinar waren all diese Fragen nebensächlich; er konnte nur an eines denken – dass er nun doch noch triumphieren würde.

## **Jakarta, Java, Indonesien**

*15. September 2008, 14:02 Uhr Ortszeit* So wie die Insel Java das Herzstück der indonesischen Inselgruppe bildete, so war Jakarta das Herz von Java. Mit einer Bevölkerung von über zehn Millionen Einwohnern war es die fünfzehntgrößte Stadt der Welt. Ihre Bevölkerungsdichte gehörte zu den höchsten auf dem gesamten Planeten. In komprimierter Form zeigte die Stadt all die Widersprüche, die auch den Staat Indonesien zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts prägten.

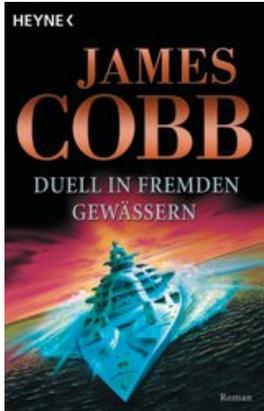
Moderne Hochhäuser erhoben sich über einem Meer von Barackensiedlungen. Neben Museen voll mit Prachtstücken aus ferner Vergangenheit fand man jede Menge Geschäfte, in denen billigster Kitsch für Touristen angeboten wurde. Der Duft von tropischen Gärten wurde vom Gestank der Auspuffgase und offenen Abwasserkanäle überlagert. Vor allem aber wurde die charakteristische Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der javanischen Menschen zunehmend von Unbehagen und Zorn überdeckt.

Das Zentrum Jakartas bildete der Merdeka-Platz, was so viel wie Freiheitsplatz bedeutet. In der Kolonialzeit hatte man hier Militärparaden abgehalten. Heute waren hier vor allem die wichtigsten Gebäude der Staats- und Regierungsgewalt angesiedelt. Umgeben war der Platz, der fast einen ganzen Quadratkilometer einnahm, vom Präsidentenpalast, dem Parlamentsgebäude, dem Hauptquartier der Armee, dem Nationalmuseum sowie dem Finanzministerium. Auch die Botschaft der Vereinigten Staaten sowie eine Reihe von Banken, Hotels und teuren Geschäften waren hier zu finden.

Der Platz selbst war mit einigen stolzen Statuen geschmückt, die an große Momente der indonesischen Geschichte erinnerten. Im Zentrum stand das MONAS-Nationaldenkmal. Der gigantische marmorne Obelisk war zu Ehren der indonesischen Unabhängigkeit im Jahr 1961 von der Sowjetunion erbaut worden. Das Denkmal ragte einhundertsiebenunddreißig Meter empor und war an der Spitze von fünfunddreißig Kilogramm reinem Gold umhüllt. Die Einwohner der Stadt bezeichneten das Bauwerk mittlerweile ziemlich respektlos als »Präsident Sukarnos letzte Erektion«.

Der Freiheitsplatz war ein Ort, der geradezu prädestiniert für politische Protestkundgebungen war. Hier versammelte sich das indonesische Volk, vorausgesetzt, die Regierung, die vorgab, das Volk zu repräsentieren, erlaubte es.

Die Demonstration des heutigen Tages hatte ganz spontan angefangen. Die Leute begannen sich von allen Seiten in Richtung des Platzes zu bewegen – aus den Slums ebenso wie aus den Universitäten und von verschiedenen anderen Orten in der Stadt, an denen bereits vorher kleinere Kundgebungen stattgefunden hatten. Die Beteiligten hatten nicht *ein* gemeinsames Anliegen, und sie gehörten auch nicht *einer* bestimmten politischen Gruppierung an. Sie waren so zahlreich und so vielfältig wie die Kulturen Indonesiens selbst, sodass sie ein ungemein breites Spektrum umfassten. Sie hatten jedoch eines gemein-



James Cobb

**Duell in fremden Gewässern**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43017-4

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2005

Ein neuer High-Tech-Thriller von James Cobb – die Fortsetzung des Bestsellers „Überfall auf hoher See“

Der fünfte Band der Militärthriller-Serie um Captain Amanda Garrett handelt von einem Putschversuch im indonesischen Inselstaat, der zu einem blutigen und grausamen ethnischen Konflikt führen könnte. Amanda Garrett und ihre Sea Fighters sind die letzte Hoffnung tausender Unschuldiger.